Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 23 (1964)

Rubrik: Besprechungen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Besprechungen

R. A. Haadsma et J. Nuchelmans, *Précis de latin vulgaire suivi d'une anthologie annotée* (A. Stefenelli), p. 130. – Johann Sofer, *Zur Problematik des Vulgärlateins, Ergebnisse und Anregungen* (A. Stefenelli), p. 137. – Cesare Segre, *Lingua, stile e società* (S. Heinimann), p. 138. – R. M. Ruggieri, *Saggi di linguistica italiana e italo romanza* (G. Ineichen), p. 141. – Gustaf Holmér, *El fuero de Estella según el manuscrito 944 de la Biblioteca de Palacio de Madrid* (M. Pfister), p. 143. – Jean Rychner, *Contribution à l'étude des fabliaux* (P. Zumthor), p. 146.

R. A. Haadsma et J. Nuchelmans, *Précis de latin vulgaire suivi d'une anthologie annotée,* J. B. Wolters, Groningen 1963, 136 p.

Die nachhaltige Beschäftigung, die die Forscher mehrerer europäischer und überseeischer Länder in den letzten Jahrzehnten dem sogenannten Vulgärlatein (vor allem als Grundlage der romanischen Sprachen) zukommen ließen, fand ihren Niederschlag nicht nur in einer Reihe von Spezialuntersuchungen, sondern auch in mehreren Handbüchern, die die neuen Erkenntnisse zusammenfassen und eventuell in größere Zusammenhänge einzuordnen suchen. Wenn man die Liste dieser vor allem als Einführungswerke gedachten Handbücher überblickt (Grandgent, Muller-Taylor, Hofmann, Battisti, Vossler, Silva Neto, Maurer), fällt auf, daß sich darunter kein in französischer Sprache verfaßtes befindet. Auch unter den gesamtromanischen Handbüchern, die sich mehr oder weniger ausführlich mit dem vulgärlateinischen Ausgangspunkt befassen, ist dem französischsprechenden Studenten in seiner Muttersprache lediglich Bourciez zugänglich. Diese Lücke wurde nun fast gleichzeitig durch zwei Veröffentlichungen geschlossen: die *Introduction au latin vulgaire* des durch seine sprachliche Untersuchung der pompejanischen Inschriften bekannten finnischen Romanisten V. Väänänen (Paris 1963) und der hier zu besprechende *Précis de latin vulgaire* von R. A. Haadsma und J. Nuchelmans (Groningen 1963).

Der erste Teil dieser vor allem für den angehenden Romanisten bestimmten Darstellung gibt in Form einer Grammatik eine übersichtsmäßige Zusammenstellung der wichtigsten sprachlichen Fakten, die das Vulgärlatein in Gegensatz zur klassischen Sprache stellen. Dank einer geschickten Beschränkung auf das Wesentliche konnte auf 74 Seiten eine weitgehend vollständige, wenn auch gedrängte Übersicht über alle Kapitel der Grammatik geboten werden. Die im Vorwort von den Verfassern ausgesprochene Absicht «de mettre le présent manuel à la portée des élèves débutants et des isolés, sans que toutefois ... on puisse leur reprocher d'inadmissibles simplifications ou de trop graves lacunes» scheint uns durchaus erreicht.

Die Darstellung der vulgärlateinischen Verhältnisse ist systematisch mit Hinweisen

auf die wichtigsten romanischen Schriftsprachen verbunden. Die beim Zitieren romanischer Fortsetzer adoptierte Reihenfolge italienisch–spanisch–französisch spiegelt in der Regel sehr schön die progressiv wachsende Entfernung von der lateinischen Grundstufe wider und läßt sich durchaus neben der traditionellen, geographisch bestimmten Reihenfolge rechtfertigen. Keinem erkennbaren Prinzip folgen hingegen die Aufzählungen der romanischen Sprachen auf Seiten 8 und 19 (fr., prov., cat., esp., port., it., rhét., sarde, roum.).

Die Einleitung (Kapitel I) bringt zunächst eine Definition des Begriffs Vulgärlatein: «Le latin *vulgaire* est le latin *parlé vivant.*» Bei dieser heute vorherrschenden (cf. H. Schmeck, *Aufgaben und Methoden der modernen vulgärlatein. Forschung,* p. 16ss.) und vor allem vom romanistischen Standpunkt aus durchaus zutreffenden Begriffsbestimmung müssen wir uns jedoch im klaren darüber sein, daß uns die ausschließlich schriftlichen Quellen nie die *gesprochene* Sprache in Reinform wiedergeben[1]. Die primäre Grundlage dieser und ähnlicher Studien ist nicht das «latin parlé», sondern eine der gesprochenen Sprache nahekommende Form der Schriftsprache. Selbst die wenigen Texte, die uns die gesprochene Sprache bewußt, in direkter Rede wiedergeben (vor allem Petron), tun dies nicht mit letzter realistischer Konsequenz (zum Beispiel einer phonetischen Transkription). Die folgenden Paragraphen bringen eine Definition der romanischen Sprachen in ihrem Verhältnis zum Latein, einen kurzen Abriß der römischen Geschichte, einen Abschnitt über die Ausbreitung und dialektale Differenzierung des Lateins (der Ansicht von Bourciez, daß die Differenzierung erst im 5. Jahrhundert mit der Völkerwanderung beginnt, wird die von Straka, nach dem bereits im 2./3. Jahrhundert keine lateinisch-romanische Einheit mehr bestand, gegenübergestellt) und die Anfänge der romanischen Sprachen.

Pädagogisch vorzüglich gegliedert sind die beiden letzten Kapitel der Einleitung über die wichtigsten Forschungsmethoden und die Hauptquellen für unsere Kenntnis des Vulgärlateins. Die von den Verfassern besonders hervorgehobene Methode der «synonymie comparative», das heißt der Ermittlung sozial und bildungsmäßig bestimmter stilistischer Unterschiede zwischen synonymen Ausdrücken[2], wird leider in der Arbeit selbst (vor allem bei der Besprechung des Wortschatzes) fast gar nicht angewandt. Die treffende schematische Einteilung der Quellen in sechs Gruppen hätte sich nutzbringend mit einem kurzen Hinweis auf deren jeweiligen speziellen Wert verbinden lassen. So sind die Inschriften unsere Hauptquelle für die phonetische Entwicklung, während der Quellenwert Petrons vorwiegend auf lexikalischem und syntaktischem Gebiet liegt.

---

[1] Bei der Behandlung der Wortstellung (p. 73) bringen die Verfasser selbst diesen Vorbehalt zum Ausdruck: «Faute de textes rédigés en latin vulgaire pur, d'étendue appréciable et régulièrement échelonnés dans le temps, nous ne pouvons guère que signaler quelques habitudes ou tendances générales.»

Den Doppelcharakter des Begriffs Vulgärlatein, je nachdem die romanischen Sprachen oder die vulgärlateinischen Texte zugrunde gelegt werden, bespricht J. Sofer, *Zur Problematik des Vulgärlateins,* Wien 1963, p. 18ss.

[2] Am deutlichsten lassen sich diese Unterschiede anhand des Nebeneinanders von vulgärer und umgangssprachlicher Ausdrucksweise im Werk Petrons zeigen (cf. A. Stefenelli, *Die Volkssprache im Werk des Petron im Hinblick auf die romanischen Sprachen,* Wien 1962, passim).

Mit Kapitel II (Les sons) beginnt die herkömmlich gegliederte Grammatik. Die Darstellung der Lautlehre erreicht auf kleinstem Raum (p. 16–33) größtmöglichste Vollständigkeit und zeichnet sich durch klare Gliederung und exakte Dokumentation aus. Es fällt lediglich auf, daß auf Grund einer Kreuzung von chronologischer und sachlicher Gruppierung auslautendes *-m* (§ 21) getrennt von den Auslautkonsonanten (§ 31) behandelt wird.

Kapitel III (Les mots) ist dem Wortschatz und der Wortbildung gewidmet. Dazu zunächst einige begriffliche Bemerkungen. Der Begriff «création des mots» trifft unter den p. 35 genannten Kategorien nur auf die lautmalenden Bildungen zu und kann nicht auf alle Formen der Wortschatzbereicherung, also auch Wortbildung, Funktionsverschiebung und Entlehnung, angewandt werden. Ferner ist p. 39s. (§ 43) der Begriff «mort des mots ou mieux, ... dépérissement progressif» für manche der anschließend behandelten Wörter (wie *pulcher*) nicht zutreffend, weil sie wahrscheinlich in der Volkssprache auch schon in vorklassischer Zeit nie wirklich lebendig waren. Sachlich nicht berechtigt ist die p. 36 ausgesprochene Ansicht «L'onomatopée est d'un rendement faible». Unter den in § 43 (p. 39s.) angeführten Gründen für den Wortschwund vermißt man vollständig die Homonymie und das zu geringe Wortvolumen, die zum Beispiel bei den genannten Ausdrücken *os* und *edere* genauso zum Schwinden beitrugen wie die mangelnde Expressivität. Der beste Beweis für den volkssprachlichen Ersatz von Formen mit zu geringem Wortkörper sind die hybriden Paradigmata wie *ire-vadere*, die sich in ein und demselben Werk nachweisen lassen (cf. E. Löfstedt, *Philolog. Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae*, p. 287s., und *Syntactica II*, p. 38). Andrerseits steht die von den Verfassern als Grund für den Wortverlust geltend gemachte «synonymie encombrante» in prinzipiellem Widerspruch zur unleugbaren Vorliebe der Volkssprache und des Argot für zahlreiche synonyme Ausdrücke. Im speziellen Fall fragt es sich, wie weit die Synonymenreihe *pulcher – lepidus – venustus – decorus – formosus – bellus* in der gesprochenen Sprache überhaupt je existierte. Ebensowenig erklärt sich das als weiteres Beispiel angeführte Schwinden von *magnus* gegenüber *grandis* und *ferre* gegenüber *portare* durch eine «synonymie encombrante, trop raffinée».

Zu ausschließlich deskriptiv sind die Ausführungen über die regionale Differenzierung des Wortschatzes (p. 40s.). Hier könnte anstelle bloßer Aufzählungen auch in wenigen Sätzen, zum Beispiel in Anschluß an Rohlfs' *Lexikalische Differenzierung*, einiges Wesenhafte über den archaischen beziehungsweise konservativen beziehungsweise mehr vulgären und neuerungsfreudigen Charakter der einzelnen Varianten des Regionallateins gesagt werden. Für die lexikalische Übereinstimmung der Randgebiete Iberien und Rumänien ist *afflare – tropare* (p. 41) kein günstiges Beispiel, da die heutige Verteilung der beiden Typen eine verhältnismäßig junge, sekundäre Erscheinung ist.

Kapitel IV (Les formes) zeichnet sich wiederum durch seine gedrängte und dennoch klare weitgehende Vollständigkeit aus. Eine Bemerkung ist hier vor allem zur Besprechung des Deponens in § 71ss. (p. 55ss.) zu machen. Die historische Entwicklung verläuft nicht linear im Sinne eines progressiven Ersatzes der Deponentia durch Aktivformen in der Volkssprache. Vielmehr können wir seit dem Altlatein ein semantisch bedingtes Schwanken in beiden Richtungen feststellen, das erst durch das Schwinden der synthetischen Passivformen zugunsten der aktiven Formen entschieden wird. Entgegen der Behauptung «que le déponent ne jouissait que d'une faible faveur dès l'époque préclassique» (p. 55) ist bei den eigentlichen Medien der Übergang vom

Aktivum zum Deponens auch noch zu Beginn der Kaiserzeit typisch volkstümlich (*puderi, fastidiri, rideri* u.a.)[3]. Er findet sich zum Beispiel bei Petron mindestens ebensooft wie der Übergang der Interesse- und Reziprokmedien vom Deponens zum Aktivum. Das aus Petron zitierte *qui rideatur alios* (p. 57) ist dementsprechend keine hyperkorrekte, sondern eine volkstümliche Form.

Das V. und letzte Kapitel (La phrase) behandelt zunächst die Vorliebe der Volkssprache für parataktische Konstruktionen (p. 66). Ein sehr treffend gewähltes Beispiel ist die als Illustration angeführte Stelle aus der Rede des ungebildeten Freigelassenen Dama (Petron 41) mit kurzen, in der Regel koordinierten Sätzen. Nach kurzer Besprechung der Konjunktionen, des Modusgebrauchs im Nebensatz und des Schicksals des *accusativus cum infinitivo*[4] folgt ein eigener Paragraph über die hypothetische Periode (p. 70 ss.), der in seiner gedrängten Form gezwungenermaßen mehrere Vereinfachungen und Verallgemeinerungen enthält, aber dennoch die wesentlichen Neuerungen klar zum Ausdruck bringt. Den Abschluß des grammatikalischen Teils bildet schließlich ein Abschnitt über die Frage, die Verneinung und die Wortstellung (p. 72–74).

Als Belege für die einzelnen im Rahmen dieser Übersichtsgrammatik aufgezeigten Erscheinungen werden vorwiegend die pompejanischen Inschriften und die puristischen Mahnungen der *Appendix Probi* herangezogen. Besonders auffallend gegenüber ähnlichen Darstellungen sind die sehr zahlreichen Zitate aus lateinischen Grammatikern, deren Behauptungen zwar prinzipiell mit Vorsicht zu genießen, zur Bekräftigung und Illustration feststehender Tatsachen jedoch vor allem vom pädagogischen Standpunkt aus sehr nützlich sind. Der Graphie der Inschriften wird in einigen Fällen zu kritiklos Glauben geschenkt. Das auf p. 32 zitierte *Austo* für *Augusto* aus Spanien ist kaum ein hinreichender Beweis für ein tatsächliches Verstummen von *g;* auf jeden Fall eine Verschreibung, einen Orthographiefehler wird man für das p. 78, N 13, als «métathèse insolite» erklärte *ticidos* für *dicitos* = *digitos* annehmen. Ferner scheint es bisweilen fraglich, ob vereinzelte (in der Regel metrisch bedingte) Vulgarismen bei vorklassischen Dichtern mit spätlateinischen und romanischen Formen in direkten Zusammenhang gebracht werden können. Nachweislich kein Zusammenhang kann zwischen der bei Lucilius im 2. vorchristlichen Jahrhundert bezeugten Form *demagis* und den romanischen Parallelformen sp. *demás* usw. (p. 36) bestehen, da *demagis* bei nachklassischen Grammatikern mehrmals (Paulus ex Festo 62, 18; Nonius p. 98), teilweise sogar falsch, glossiert wird, der kaiserzeitlichen Volkssprache also offensichtlich fremd war.

Der im Vorwort ausgedrückten Absicht «de présenter le latin vulgaire comme un idiome *concret,* un organisme vivant qui n'existe pas à la seule faveur des langues romanes: non point un latin de pure reconstruction, mais une forme de latin dûment attestée ...» werden die Autoren durch Berücksichtigung auch der rein latinistischen Fachliteratur (vor allem Löfstedt) und eine reiche Dokumentation aus allen Quellen

---

[3] Cf. G. Reichenkron, *Passivum, Medium und Reflexivum in den roman. Sprachen* (Berlin 1933), p. 22 ss.

[4] Als direkte Fortsetzer der Konjunktion *quia* in Kompletivsätzen wären neben (a)sard. *ca* auch die gleichlautenden Formen des Süditalienischen und Altportugiesischen zu nennen. Zur umstrittenen Herkunft der romanischen Konjunktionen *que* (*che*) cf. J. Herman, *La formation du système roman des conjonctions de subordination,* Berlin 1963, p. 125–129.

gerecht[5]. Eine Ausnahme bildet die Formulierung auf p. 68: «Outre *quod,* le latin vulgaire a conservé: *quomodo* ... avec valeur comparative, ... dans la phrase comparative *ut, sicut, velut, quemadmodum, tamquam* n'ont pas survécu.» Nun, *quemadmodum* und *tamquam* leben zwar im Romanischen nicht weiter, waren aber im Vulgärlatein auf Grund ihrer Anschaulichkeit sehr lebendig und traten zusammen mit *quomodo* an die Stelle des semantisch überlasteten und ausdrucksschwachen *ut* (was übrigens an anderer Stelle, p. 95, in der wahrscheinlich aus Nelson geschöpften Fußnote 31 richtig zum Ausdruck kommt).

Die Tatsache, daß die Verfasser praktisch keinen Unterschied zwischen belegten und nur erschlossenen Formen machen (cf. p. 6: «L'astérisque, très rarement employé dans ce livre, ...»), sowie die zahlreichen ohne Zitat und zeitliche Einordnung angeführten Beispiele lassen sich vom Gesichtspunkt einer übersichtsmäßigen Einführung vertreten, tun jedoch dem tatsächlichen wissenschaftlichen Wert dieser an und für sich wissenschaftlich exakt gearbeiteten Darstellung Abbruch. Da das Werk auf einer profunden Kenntnis der Spezialliteratur basiert und mit wenigen Ausnahmen tatsächlich den neuesten Stand der Forschung sachlich wiedergibt, könnte es mit genauen Referenzen auf Herkunft beziehungsweise Alter der Belegstellen und mehr bibliographischen Hinweisen auch als Grundlage und Ausgangspunkt für eine detaillierte Beschäftigung mit der lateinischen Volkssprache dienen.

Im folgenden noch einige spezielle Bemerkungen: Das Prinzip, die jeweils frühesten Belege anzuführen, wird einigemale durchbrochen. So findet sich *salvaticus* für *silvaticus* nicht erst in den *Reichenauer Glossen* (p. 22), sondern bereits bei Anthimus und Pelagonius, und *pauperus, -a* für *pauper* nicht erst bei Petron und in der *Appendix Probi* (p. 49 s.), sondern schon bei Plautus. P. 11, N 2, lies *dans* statt *in.* P. 21: Als bibliographischer Hinweis «Pour le détail des diphtongaisons» wäre anstelle der ebenfalls nur summarischen Behandlung bei Bourciez die ausführliche Abhandlung von F. Schürr, *La diphtongaison romane* in *RLiR 20* (1956), 107–144 und 161–248, vorzuziehen.

Bei der Auswahl der Texte für die den zweiten Teil (52 Seiten) dieses Werks bildenden Anthologie ließen sich die Autoren offensichtlich von der Absicht leiten, gegenüber den bereits bestehenden Chrestomathien auch neues, weniger bekanntes Textmaterial zu berücksichtigen. So findet man neben den Inschriften (inklusive Fluchtafeln) und Standardtexten (Petron, *Itala-Vulgata, Peregrinatio Aetheriae, Lex Salica,* Gregor von Tours und *Reichenauer Glossen*) auch ein längeres Stück aus Plautus (*Truculentus*), einen Auszug aus den sogenannten *Rhetorica ad Herennium* (ca. 85 vor Christus)[6], einen in umgangssprachlichem Latein abgefaßten Brief Ciceros an seine Frau und seine Kinder (*fam.* XIV 4), einen Soldatenbrief aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert, die briefliche Auseinandersetzung der Bischöfe Frodebertus und Inportunus aus dem 7. Jahrhundert und eine merowingische Urkunde aus dem Jahre 697.

---

[5] Dieser für eine angemessene Betrachtung unerläßliche Gesichtspunkt wird auch heute noch keineswegs allgemein akzeptiert; cf. Th. H. Maurer jr., *Gramática do Latim Vulgar* (Rio de Janeiro 1959), p. 5: «Chama-se latim vulgar ao latim de que derivaram as línguas românicas.» Die Bedeutung auch der vulgärlateinischen Ausdrücke, die im Romanischen nicht weiterleben, zeigt H. Schmeck, *op. cit.,* p. 25 ss.

[6] Es handelt sich um einen in niederem Stil gehaltenen Ausschnitt aus einer Gerichtsrede, der auch bei J. B. Hofmann, *Latein. Umgangssprache,* p. 206, abgedruckt ist und unter anderem von J. Marouzeau, *Rev. Phil. 45,* 155 ss., besprochen wurde.

Eine vielfältige Auswahl, die durchaus imstande ist, einen Eindruck von den verschiedenartigsten Quellen zu geben; ernstlich vermissen wird man lediglich einen Fachschriftsteller (Apicius, *Mulomedicina Chironis* oder Palladius) und eine Probe christlichen Lateins. Die Nichtberücksichtigung der *Appendix Probi* und der übrigen Grammatikerangaben stellt keine Lücke dar, da beide in reichlichem Umfang in den grammatikalischen Teil eingebaut wurden.

Besonders verdienstvoll erscheint uns die Art der Präsentation dieser Anthologie. Neben zahlreichen Erklärungen in Fußnoten (mit Hinweisen auf romanische Fortsetzer) ist den Inschriften jeweils eine Übertragung in «korrektes» Latein und den Proben aus Plautus, Petron und der *Querelle* der beiden Bischöfe eine französische Übersetzung beigegeben. Gerade für ein genaues Verständnis der Inschriften und der vom Schullatein in ihrem Gesamtcharakter stärker abweichenden Texte haben sich die spärlichen Kommentare der bestehenden Anthologien für den Durchschnittsromanisten wiederholt als unzureichend erwiesen. Die Kommentare sind jeweils den neuesten Spezialuntersuchungen entnommen. Die den ersten Teil der Anthologie bildenden sechs Inschriften (p. 77–80) sollen vor allem einen diachronischen (Pompeji bis 6. Jahrhundert) Überblick geben, wobei allerdings nicht ersichtlich ist, warum gerade zwei undatierbare Dokumente aufgenommen wurden. Fünf der Inschriften stammen aus Italien, die sechste aus der Moselgegend.

Zu p. 80, N 29: Eine feminine Form *elo* für *ela* erscheint uns angesichts der für das Pikardische und Wallonische typischen Genusneutralisierung, vor allem beim Artikel, gerade in einer Inschrift aus der Moselgegend keineswegs «extrêmement improbable». P. 88, N 5: Die Verbindung *coepi* + Infinitiv wird in der lateinischen Umgangssprache nicht nur zu einem «substitut commode du parfait», sondern übernimmt die spezielle Funktion eines ingressiven Aorists (cf. G. Reichenkron, *Die Umschreibung mit occipere, incipere und coepisse als analytische Ausdrucksweise eines ingressiven Aorists* in Festschrift Gamillscheg *Syntactica und Stilistica,* p. 451 ss.). Mehrere Beispiele finden sich auch in der Textprobe aus Petron. P. 98, N 69: Maskulines *caelus* für *caelum* bei Petron (die vulgären Teile der *Cena Trimalchionis* kennen nur diese Form) ist genau so wie die Formen *vinus, balneus, ferculus, lasanus* usw. (alle bei Petron) ein deutliches Zeichen für das anfänglich mit häufigem Schwanken verbundene Zurücktreten des Neutrums in der Volkssprache. Es ist in diesem Fall (im Gegensatz zu *fatus*) unnötig, mit den Verfassern und Nelson an eine Personifikation zu denken. Zur Form *se plecare* (*Peregrinatio*) schreiben die Autoren (p. 109, N 17): «Quand à *-e-* pour *-i-*, il ne suffit pas de songer à l'évolution phonétique *ĭ* > *ẹ*, dont notre texte n'offre pas d'autre exemple.» Der hier zum Ausdruck kommende Schluß ist unangebracht, da er dem hybriden, absolut inkonsequenten Charakter der sogenannten Mischtexte, deren Autoren sich bemühten, gutes Latein zu schreiben, aber ungewollt in Vulgarismen verfielen, keine Rechnung trägt. Vulgäre Erscheinungen kommen hier öfters nur ganz vereinzelt, ohne konsequente Verallgemeinerung zum Ausdruck. Im Gegensatz zu p. 113, N 2: «il est douteux que *aller* soit issu de *ambulare*», scheint uns der Zusammenhang zwischen den beiden Formen trotz beziehungsweise gerade auf Grund aller anderen Deutungsversuche höchst wahrscheinlich. Bei einem so häufig gebrauchten Verbum ist es sehr unwahrscheinlich, daß sich die Grundstufe jeder schriftlichen Niederlegung entzogen hat, daß man also von einer unbelegten Form ausgehen kann. Das maßgebliche Kriterium scheint uns in diesem Falle der Gebrauch der spätlateinischen Texte zu sein, und diese drücken den Begriff 'gehen' vorherrschend durch *ambulare* aus. Die unter anderem von W. v. Wartburg angenommene militärische

Kommandokurzform **allate* (< *ambulate*) läßt sich durch die Parallele der Festusglosse *impite* (< *impetite?*) 'impetum facite' bekräftigen.

Der Hauptwert der gesamten Darstellung, die vor allem eine Frage der Auswahl und Präsentation war, liegt in der pädagogisch geschickten, prägnanten Gliederung und der klaren und wissenschaftlich exakten Dokumentation unter Berücksichtigung auch der neuesten Fachliteratur. Die bereits in der *Chrestomathy of Vulgar Latin* von Muller-Taylor (New York 1932) vorgenommene Verbindung einer übersichtsmäßigen Grammatik mit einer Anthologie erweist sich vor allem für Einführungszwecke als äußerst glücklich. Auf eine Erklärung und Deutung der Erscheinungen haben die Autoren in der Mehrzahl der Fälle zugunsten einer größtmöglichen deskriptiven Vollständigkeit verzichtet. So kommen einige Haupttendenzen der Volkssprache, wie Streben nach Expressivität und Anschaulichkeit, nach Vereinfachung und Vereinheitlichung der Flexion usw., die einer Vielzahl der Erscheinungen zugrunde liegen, nur vereinzelt expressis verbis zum Ausdruck.

Nicht näher besprochen werden auch die für die Volkssprache typischen sprichwörtlichen Redensarten und bildlichen Ausdrucksweisen, vor allem die zahlreichen romanischen Parallelen und auch die Tatsache, daß sie in weit höherem Maße, als gemeinhin angenommen wird, in romanischen Ausdrucksweisen direkt weiterleben (vgl. den programmatischen Aufsatz von M. L. Wagner, *Über die Unterlagen der romanischen Phraseologie,* in *VKR 6,* 1 ss.). So finden sich zum Beispiel zu den als Textprobe zitierten Petron-Kapiteln folgende romanische Parallelen und Fortsetzer: *modo modo* (zweimal) – it. *mo mo;* die Geschwätzigkeit der *pica* (*pica pulvinaris* 'Plaudertasche') führt unter anderem auch im Französischen zu übertragenen Bedeutungen wie *pie* 'femme bavarde', *jaser comme une pie* (*borgne*); *ad se facere* – afr. *faire* 'se procurer qc.'; zu *phantasia* ('Protz'), *non homo* vergleiche sp. *fantasía* 'presunción'; *laecasin dicere* (< gr. λαικάζειν 'coïre') – fr. *se foutre de, se ficher de; malus fatus* 'böser Dämon' lebt direkt in afr. mfr. *maufé* weiter; *populus minutus* – it. *popolo minuto,* fr. *le menu peuple; piper* (*piper, non homo*) als Symbol der Leidenschaftlichkeit findet sich auch im Romanischen öfters (cf. M. L. Wagner, *Studien über den sardischen Wortschatz,* pp. 48 und 149); *coleos habere* – it. *aver coglioni,* sp. *tener cojones; urceatim plovet* – it. *piove a orci,* fr. *il pleut à seaux,* sp. *llueve a cántaros* usw.

Man wird in einer als Einführung gedachten Übersichtsdarstellung keine neuen Theorien und Interpretationen erwarten. Immerhin bezeugen Korrekturen zu Bourciez (p. 62, N 1), Bloch-Wartburg (p. 79, N 24) und Löfstedt (p. 109, N 25) und die sorgfältig abwägende Behandlung strittiger Fragen die solide Sachkenntnis und objektivsachliche Arbeitsweise der beiden Verfasser. In der «Bibliographie sélective» vermißt man unter den allgemeinen Werken zum Vulgärlatein die Werke der brasilianischen Romanisten[7], die genannte theoretische Studie von H. Schmeck und die Anthologien von H. F. Muller–P. Taylor (New York 1932) und M. C. Díaz y Díaz (Madrid ²1962). Den Abschluß dieser als Ganzes gesehen sehr begrüßenswerten Publikation bildet ein ausführlicher Sachindex (p. 130–136).

Wien *A. Stefenelli*

---

[7] S. da Silva Neto, *História do Latim Vulgar,* Rio de Janeiro 1957; Th. H. Maurer jr., *Gramática do Latim Vulgar,* Rio de Janeiro 1959.

JOHANN SOFER, *Zur Problematik des Vulgärlateins, Ergebnisse und Anregungen*, Gerold & Co., Wien 1963, 43 p.

Der Verfasser hat mit seiner sprachlichen Untersuchung der *Etymologiae* Isidors von Sevilla (Göttingen 1930) und mehreren Aufsätzen bereits wertvolle Beiträge zur vulgärlateinischen Forschung geleistet. Die vorliegende Darstellung, ein Bericht über den derzeitigen Stand der Forschung, verbunden mit eigenen Anregungen zur Gestaltung der künftigen Forschungsarbeit, zeichnet sich durch eine objektive, von Sachkenntnis getragene Berücksichtigung sämtlicher Forschungszweige und eine Fülle bibliographischer Angaben aus.

In Form eines Literaturberichts kommen zunächst die wichtigsten Ergebnisse der hundertjährigen wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Vulgärlatein zur Besprechung. Im Anschluß daran gibt der Verfasser eine übersichtliche Zusammenstellung der verschiedenen Forschungszentren und ihrer hauptsächlichsten Vertreter (p. 11–16). Dabei ist es allerdings nicht angängig, von einem «Schweizer Sprachraum» (p. 14) zu sprechen. Statt *Carlo* Devoto (p. 15) lies *Giacomo* Devoto. Wiederum anhand der wichtigsten Arbeiten geben die folgenden Seiten eine gewissenhafte, weitgehend vollständige Auseinandersetzung mit den die heutige Forschung charakterisierenden Richtungen, Methoden und Streitfragen. Dabei kommen unter anderem die besondere Stellung der einzelnen vulgärlateinischen Quellen und die Problematik der Begriffsbestimmung zur Sprache. Auf eine eindeutige persönliche Stellungnahme verzichtet der Verfasser vielfach.

Verdienstvoll erscheint uns die eingehende Analyse des Verhältnisses zwischen dem überlieferten Vulgärlatein der schriftlichen Texte und der tatsächlich gesprochenen Sprache, der das eigentliche Interesse der Romanisten gilt. In der Frage der Terminologie schließt sich der Verfasser im wesentlichen den Ausführungen von H. Schmeck (*Aufgaben und Methoden der modernen vulgärlateinischen Forschung*) an. Der als Ersatz für «Vulgärlatein» vorgeschlagene Terminus «Sprechlatein[1]» entspricht dem romanistischen Gesichtspunkt, nicht aber der gesamten Forschungsdisziplin. Es fragt sich, ob eine terminologische Scheidung angesichts der heute erstrebten und auch vom Verfasser wiederholt postulierten Koordinierung[2] der diesbezüglichen lateinischen und romanistischen Forschung empfehlenswert ist.

Auf Grund einer reich dokumentierten, objektiven Gesamtbetrachtung war es möglich, Lücken und Desiderata der Forschung, vor allem die vielfach noch zu geringe gegenseitige Bezugnahme, aufzuzeigen. So konnten – ohne grundlegend neue Ergebnisse oder Anschauungen zu bringen – einige nützliche Postulate ausgesprochen werden, wie die nach einer Synthese und Konfrontierung der einzelnen Forschungsrichtungen und ihrer Ergebnisse (wie sie der Verfasser selbst in summarischer Form

---

[1] P. 41: «Man möge nicht mehr den nicht eindeutigen Terminus Vulgärlatein verwenden, sondern statt seiner lieber die Bezeichnung Sprechlatein gebrauchen, als gesprochenes, regional, sozial und temporal differenziertes Latein im Sinn von H. Schmeck; ebenso möge man im Sinne von J. B. Hofmann von der Umgangssprache sprechen, vom Spätlatein, wie es in den schriftlichen Quellen vorliegt.»

[2] Eine solche Koordinierung darf nicht als Nivellierung der Standpunkte verstanden werden. Vielmehr sollen Romanisten *und* Latinisten die Gesamtheit der Quellen, das heißt sowohl die schriftlichen Dokumente als auch das Zeugnis der romanischen Sprachen, berücksichtigen und sich zunutze machen.

SEMINAR UNIVERSITÄT ZÜRICH

vornimmt), ferner nach einer sachgrupplich angeordneten Erfassung des gesamten Wortschatzes[3].

Eine anregende Studie, die einerseits anhand eines Forschungsberichts die gegenwärtige Problematik zusammenfaßt, andrerseits zum Teil wichtige Hinweise für die künftige Forschung gibt. Ihr Hauptwert liegt zweifellos in der Zusammenstellung der gesamten einschlägigen Literatur, mit der sich der Verfasser bestens vertraut zeigt.

Wien *Arnulf Stefenelli*

*

CESARE SEGRE, *Lingua, stile e società. Studi sulla storia della prosa italiana,* Feltrinelli, Milano 1963, 440 p.

Das Buch erscheint als Band I einer neuen Serie *Critica e filologia* (*Studi e Manuali a cura di L. Caretti e C. Segre*) und umfaßt acht Arbeiten aus den letzten 15 Jahren, die bis auf eine bereits veröffentlicht, außerhalb Italiens jedoch bis jetzt zum Teil nicht leicht zugänglich waren. Der Verfasser druckt sie im wesentlichen unverändert ab, fügt aber einige Ergänzungen und Hinweise auf die neueste Literatur bei. Was uns Segre hier zu einem Band von 440 Seiten vereint und durch vier Indices erschlossen vorlegt, darf als der bedeutendste Beitrag zur Frühgeschichte der italienischen Literatursprache, insbesondere der Prosa, seit Schiaffinis *Tradizione e poesia* (1. Aufl. 1934) gewertet werden. Die ersten fünf Studien, die rund drei Viertel des Buches ausmachen, gelten dem Duecento und Trecento, zwei weitere der Renaissance. Die letzte führt von Raimbaut de Vaqueiras und Cielo d'Alcamo bis zu Pasolini und Gadda.

Der Titel ist einerseits autobiographisch zu verstehen: Als Schüler von Terracini hat Segre mit gründlichen linguistischen Studien begonnen. Seine Neigung und seine Begabung haben ihn aber bald von der Grammatik weiter zur Stilistik als der Lehre des individuellen Ausdrucks geführt und – worin sich wohl nicht zuletzt auch der Einfluß seines Lehrers verrät – weiter zur Frage nach den Zusammenhängen zwischen Sprachgeschichte und Kulturgeschichte hingeleitet. Einer in der italienischen Sprach- und Literaturwissenschaft immer deutlicher zutage tretenden Strömung folgend, sucht er schließlich in den spätern Arbeiten gewisse sprachliche und literarische Ausdrucksformen und deren Wandlungen in ihren Beziehungen zu den gesellschaftlichen Lebensformen zu sehen und zu verstehen. Anderseits möchte der Verfasser mit den drei Substantiven *lingua, stile, società* auch ein methodisches Ziel andeuten: die Absicht nämlich, das Zusammenspiel des Individuellen und des Kollektiven in der Sprache,

[3] P. 42: «Es wäre auch sehr erwünscht, wenn die von H. Schmeck besonders angeregten Wortschatzstudien durchgeführt würden, dann aber auch in den einzelnen Sprachräumen die dort belegten und die mit Evidenz anzunehmenden Bestandteile des Wortschatzes, mit Einschluß der vorrömischen Substratwörter, gesammelt und in Sachgebieten (im Sinne von F. DORNSEIFF, *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen,* Berlin 1959, 5. Auflage) verarbeitet werden könnten.» Der Verfasser ist sich selbst bewußt, daß die Verwirklichung eines solchen Wunsches noch in einiger Ferne liegt.

besonders in der Kunstsprache, herauszuarbeiten. Wenn ihm das auch nicht von Anfang an als klares Programm vor Augen stand, so ist doch in dem Buch überall das Bemühen sichtbar, das sprachliche Faktum, das er als Grammatiker aus dem Text herauslöst, in einen Zusammenhang einzuordnen, in welchem es für den Historiker einen besondern Sinn erhält. Das gelingt ihm immer wieder in überraschender Weise.

Die umfangreichste Arbeit – für die Geschichte der sprachlichen Formen zugleich die wichtigste – ist die frühe Studie über *La sintassi del periodo nei primi prosatori italiani* (*Guittone, Brunetto, Dante*), 1952 erschienen in den *Atti della Accademia Nazionale dei Lincei*. Zur Beantwortung der Frage, wie der Periodenbau sich in den Dienst des Gedankens stellt, zeigt der Verfasser eindrücklich den Weg, den das Italienische von der kunstreichen Prosa Guittones über die sachliche Prosa Brunettos zur vollendeten Sprache von Dantes *Convivio* geht. Auf diesem Weg löst sich die Prosa immer deutlicher von den Verfahren der Poesie und orientiert sich zugleich immer sicherer an den lateinischen Vorbildern, ohne indessen die Eigenheiten des *volgare* zu verleugnen. Die große Bedeutung der Rhetorik für die Entstehung und Entfaltung der Kunstprosa ist längst bekannt. Segre schließt hier an die grundlegenden Arbeiten Parodis und Schiaffinis an, geht aber weiter, indem er nicht nur die besondere Wirkung der rhetorischen Elemente auf den Satzbau betrachtet, sondern auch den Wechselwirkungen zwischen Sprachformen und Gedankenführung nachspürt. Eine Reihe von grammatischen Erscheinungen (Gerundio, Akkusativ mit Infinitiv, Wortstellung, Auslassung des Relativpronomens, relativer Anschluß, Koordination und Subordination usw.) werden eingehend untersucht (dem Gerundio bei Guittone allein widmet der Verfasser 12 Seiten). Die aus einem reichen Material ausgewählten Beispiele erscheinen dabei nicht als mehr oder weniger zufällige Belege, welche das Vorkommen einer Erscheinung bezeugen sollen, wie das in den historischen Grammatiken eines Meyer-Lübke oder Rohlfs geschieht; aber auch nicht als bloße Teile eines für eine Epoche charakteristischen Inventars, wie etwa in Brunots *Histoire de la langue*. Vielmehr wird in Segres Darstellung das einzelne Beispiel zum Zeugen eines Stilwillens und zugleich einer literarhistorischen und kulturgeschichtlichen Situation. Das mag am Fall der Auslassung des Relativpronomens (p. 146ss.) klar werden. Meyer-Lübke (III, § 539) stellt in Anlehnung an Diez fest: «Das ältere Italienische, aber nur selten Boccaccio, kann namentlich nach *quello* ganz beliebig *che* setzen oder weglassen.» Es folgen Beispiele aus *Novellino*, Sacchetti, Ariost und anderen. Dann: «Zeigt namentlich Machiavelli eine sehr große Vorliebe für diese Konstruktion, so scheinen sie spätere Schriftsteller ganz zu meiden, erst Massimo d'Azeglio wendet sie öfter an ...» Noch knapper ist Rohlfs (II, § 483): «Auslassung des Relativpronomens *che* begegnet in der älteren Sprache, gleichgültig ob es als Nominativ oder Akkusativ fungiert», mit Beispielen aus Compagni, Sermini und Machiavelli. Segre zeigt nun, daß die Auslassung in Guittones Briefen nach den gleichen Gesetzen geübt wird, die Meyer-Lübke (§ 540) für das Altfranzösische und Provenzalische feststellt. Guittone folgt hier also der aristokratisch provenzalisierenden Richtung; die Auslassung im *Novellino*, bei Dino Compagni, Leonardo, Machiavelli dagegen, die nach andern Regeln geschieht, ist ein Zug der volkstümlichen Sprache. Freilich wird man auch in Guittones Syntax die populäre Komponente nicht unterschätzen dürfen. Sie scheint uns neben der literarischen deutlich bei der Weglassung des konsekutiven *che*, die in der deutschen Umgangssprache ihre Parallelen hat. Vgl. etwa das Beispiel aus Jacopone (Segre, p. 148): *Li rami erano in tanta altura. Non ne posso dire mesura.*

Wie ein und dasselbe sprachliche Verfahren bei verschiedenen Autoren ganz verschiedene Aufgaben erfüllen kann, zeigt Segre beim sogenannten relativen Anschluß («il pronome relativo in principio di proposizione col valore di ET + dimostrativo», p. 211). Für Brunetto ist er ein Mittel des für ihn charakteristischen koordinierenden, anreihenden Stils; Dante aber stellt das Verfahren in den Dienst seines kunstvollen Periodenbaues, indem er das Relativpronomen in proleptische Nebensätze einführt (zum Beispiel: *li quali biasimando credea far dispiacere; le quali come ne la loro possessione siano dannose, brievemente è da mostrare,* p. 257). Einen ähnlichen Unterschied im expressiven Wert stellt Segre beim Gebrauch der korrelativen Konstruktion der beiden Autoren fest (p. 263).

Viele der hier behandelten syntaktischen Erscheinungen sind bis heute für das Altitalienische kaum untersucht worden. Aber auch da, wo Einzeluntersuchungen vorliegen (wie zum Beispiel zur Gerundialkonstruktion oder zum Akkusativ mit Infinitiv), führt Segres Studie über das bisher Erkannte hinaus. In manchen Fällen gibt er Ansätze zu einer monographischen Darstellung, die noch zu schreiben bleibt. – Differenzierter als üblich ist die Darstellung des lateinischen Einflusses auf den Satzbau. Die eingehende Beschäftigung mit den frühen *volgarizzamenti* hat hier (p. 113ss.) den Verfasser zu neuen Einsichten geführt.

Den Anfang des Buches bilden die Einleitungen, die der Verfasser dem Band *La prosa del Duecento* (a cura di C. Segre e M. Marti, Milano-Napoli, Ricciardi, 1959) beziehungsweise seinen *Volgarizzamenti del Due e Trecento* (Torino, UTET, 1953) vorangestellt hat: eine kurze, gehaltvolle Geschichte und Charakteristik der Prosa des 13. Jahrhunderts beziehungsweise der Übersetzungen des 13. und 14. Jahrhunderts. Ein Hauptgedanke sei hervorgehoben, der in beiden ausgesprochen wird: «Noi riteniamo che si sia ecceduto nell'attribuire all'operosità dei volgarizzatori un influsso decisivo; e che si debba anzitutto tener conto del volgarizzamento implicito nell'atto di trascrivere in forma volgare un contenuto culturale le cui sorgenti erano quasi sempre latine, sia pur medievali. Ma in questo senso più ampio, l'apporto del latino alla costituzione della prosa volgare è decisivo» (p. 33)[1].

Der Geschichte der Übersetzung ist auch die Studie über *Jean de Meun e Bono Giamboni traduttori di Vegezio* (*Saggio sui volgarizzamenti in Francia e in Italia*) gewidmet, erstmals 1953 erschienen in den *Atti della Accademia delle Scienze di Torino.* Am Vergleich der beiden Übersetzungen zeigt der Verfasser Grundzüge der beiden Literaturen auf, indem er die rationalistisch-analytische Tendenz des Franzosen der rhetorisch-formalen des Italieners gegenüberstellt. Er möchte bei Jean de Meun schon «le avvisaglie del razionalismo analitico della prosa francese» (p. 300) sehen.

Die Frage nach der literarischen Transposition der expressiven Volkssprache verbindet die letzten Kapitel des Buches untereinander (mit Ausnahme des Aufsatzes über *Morelli, le «Facezie» del Piovano Arlotto e Masuccio,* der mehr den Charakter einer Rezension hat): In *Tendenze stilistiche nella sintassi del «Trecentonovelle»* (aus *AGI 18,* 1952) wird anhand charakteristischer Ausdrucksformen (Gerundio, konzessives *assai,* Imperativ, *chi ... chi ...* u. a.) Sacchettis volkstümlicher und zugleich kunstvoller Stil in seiner Eigenart dargestellt. In *Edonismo linguistico nel Cinquecento* (aus *Giorn. stor. 130,* 1953) entwickelt der Verfasser in nuancierter und über-

[1] Diese Feststellung gilt, wie J. RYCHNER in seiner anregenden Studie über *La traduction de Tite-Live par P. Bersuire* (*Journal des Savants,* oct. – déc. 1963, p. 266) feststellt, in hohem Maß auch für die französische Prosa des Mittelalters.

zeugender Weise die These, daß das volkstümliche Element in der Prosa eines Aretin, Doni oder Firenzuola nicht «un soffio di buona aria paesana» sei, sondern nur ein anderer Aspekt des raffinierten Formenkultes, wie ihn Bembo und Castiglione pflegen. Eine Ausnahme bildet natürlich Cellini, «perché popolare non si finge, ma è e non vuol essere» (p. 376). Unter dem Titel *Polemica linguistica ed espressionismo dialettale nella letteratura italiana* (unveröffentlicht) skizziert Segre schließlich in einer kurzen, gedankenreichen Studie die Geschichte der Wertung und literarischen Verwendung des Dialektes vom Duecento bis zur Gegenwart.

S. Heinimann

*

R. M. Ruggieri, *Saggi di linguistica italiana e italo-romanza,* Firenze 1962 (Bibl. dell'«Archivum Romanicum», s. II, vol. 29). 241 p.

Gerne benutzt man diesen reichhaltigen und bibliographisch geschickt ausgestatteten Band von Ruggieri, in dem eine Anzahl bereits bekannter, methodisch dank der scharfsinnigen Kombination von linguistischen, philologischen und kulturhistorischen Fragestellungen bemerkenswerter Aufsätze aus den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg gesammelt erscheint. Abgesehen von der umfassenden Studie über die Vorgeschichte des Strambotto (p. 13–85), die auch den arabischen Einfluß auf die europäische Lyrik des Mittelalters erörtert, beschäftigt sich der Verfasser mit älterem Italienisch (*Tra storia della lingua e storia del diritto: elementi bizantini, longobardi e romanici nel placito capuano del 960,* p. 89–101; *L'interpretazione della postilla amiatina,* p. 103–113; *La lingua della postilla amiatina,* p. 115–137; *Fra dimostrativo e articolo nelle lingue romanze: scorci e prospettive,* p. 139–146; *Sul tipo 'arme' per 'arma', 'ale' per 'ala' e simili,* p. 147–157) und mit Fragen aus jenem Bereich, den Ruggieri gewöhnlich als «umanesimo cavalleresco» bezeichnet (*I «nomi parlanti» nel Morgante, nell'Innamorato e nel Furioso,* p. 169–181; *Aspetti linguistici della polemica tassesca,* p. 183–195; *Latinismi, forme etimologiche e forme «significanti» nella Gerusalemme Liberata,* p. 197–212; *Presecentismo tassesco,* p. 213–219). Ein Kapitel widmet Ruggieri schließlich auch dem Frankoitalienischen (*Origine, struttura, caratteri del francoveneto,* p. 159–168), auf das wir hier kurz eingehen möchten.

Die zur Charakterisierung von frankoitalienischen – genauer wohl frankovenezischen, nach Ruggieri sogar «frankolombardischen» – Sprachformen üblichen Begriffe «Verderbnis» und «Mischsprache», wie sie von Mussafia umschrieben wurden, sind nun genau hundert Jahre alt. Sie sind seither mehrfach abgewandelt worden, ohne daß damit an Genauigkeit besonders viel gewonnen worden wäre. Vermutlich ist die Verderbnis denn auch weniger umfangreich als die Mischung, die sowohl hinsichtlich ihrer räumlich dialektalen Ressourcen als auch im Hinblick auf ihre kulturhistorisch-soziologische Stufung über recht große Möglichkeiten verfügt. Als Voraussetzung für die Bewertung der Selektion sollte deshalb hier nicht der moderne Begriff «Sprache» (im normativen Sinne), sondern das mittelalterliche Denken im «Volgare», das variable Größen bezeichnet, herangezogen werden. Von einer Kreuzung des Französischen mit einer «*coinè* letteraria supercomunale» (p. 160) zu sprechen, ist nicht ganz sachgerecht, weil diese auch nur als Tendenz innerhalb der literarischen Produktion und nicht als «Sprache» faßbar ist. Man bezeichnet als frankoitalienisch generell ein Phänomen, das keine einheitliche Realisation aufweist.

Die Polyvalenz vieler Dialektformen Norditaliens und deren häufige Konvergenz mit französischen Entsprechungen ist unbestritten, im einzelnen aber bis heute ebenso sporadisch untersucht wie die Frage nach der Soziologie der Formen, die sich besonders im Rahmen der italienischen Elemente stellt, und das Verhältnis von Notierung und Vortrag. Als Problem vielleicht vorerst einfacher, im Hinblick auf eine Lösung aber interessanter wäre es, einmal etwas über den Umfang und die Gliederung des Lexikons eines frankoitalienischen Gedichtes zu erfahren. Zu berücksichtigen wäre dabei auch die Frage, inwiefern Mischformen noch (oder überhaupt) im einzelnen verstanden werden können; die Untersuchung müßte, mit andern Worten, einen informationstheoretischen Unterton haben.

Es ist eine alte, aber schlechte Gewohnheit, möglichst umgehend mit essentiellen Fragen vorstellig zu werden: «Che cosa è e come nasce il francoveneto?» (p. 161). Immerhin, das Unvermögen der oberitalienischen Trouvères, effektiv französisch zu schreiben, wird verschieden nuanciert und ihre Dichtung zumeist als progressiv sich venetisierendes Zwischenglied zwischen der Ritterkultur des französischen Mittelalters und derjenigen der italienischen Renaissance in Ferrara aufgefaßt. Für Ruggieri dagegen ist das Frankoitalienische nicht einfach ein «Produkt der Unwissenheit»; maßgeblich waren bei seiner Herausbildung vielmehr die Bedürfnisse des Publikums. Ruggieri berücksichtigt hier ein neues und gerade in diesem Zusammenhang in der Tat wichtiges Indiz. Die frankoitalienischen Bearbeiter hätten demnach in der Absicht gehandelt, die Chansons de geste für ihr Publikum zu vulgarisieren: «volgarizzarle anche nel senso moderno del termine, ma soprattutto in modo che esse conservassero una chiara impronta della loro veste idiomatica originaria» (p. 163). Auf diese Weise erscheint das Frankoitalienische als Vehikel der kulturellen und sozialen Integration, aber nicht unbedingt als Instrument anspruchsvoller Ästhetik.

Von entscheidender Bedeutung scheint uns außerdem die Tatsache, daß das Frankoitalienische sich innerhalb einer bestimmten Gattung konstituiert. Damit sind auch seine Grenzen genau umschrieben, und es ist nicht ganz einzusehen, warum Ruggieri im gleichen Zusammenhang auch die Prosa zum Beispiel eines Martino da Canale anführt, die bekanntlich ihrerseits, wie diejenige des Rustichello da Pisa, auf französischen Vorbildern beruht, dabei aber das Problem der Mischsprache ganz anders stellt. Man darf vielleicht wieder einmal das Urteil von Paul Meyer in Erinnerung rufen: «Si l'on met à part Brunetto, vivant à Paris, et Philippe de Novare, qui passa la plus grande partie de son existence parmi des gens de France, on peut dire que Martin da Canale fut, entre les Italiens qui écrivirent en français, l'un de ceux dont la langue est la plus correcte[1]», und feststellen, daß eine mehr differenzierende Darstellung einem der besonderen Merkmale der altoberitalienischen und venezischen Kultur, nämlich der Vielfalt von Initiativen, bestimmt besser gerecht würde[2].

Das erwähnte Urteil von Paul Meyer gibt aber auch zu bedenken, daß das Französische, dank seinem großen Prestige und weil es bekanntlich als besonders «delitable»

---

[1] Vgl. P. Meyer, *De l'expansion de la langue française en Italie pendant le moyen âge, Atti del Congresso internazionale di scienze storiche,* Rom 1904, Bd. IV, 61–104 (das Zitat p. 82).

[2] Vgl. zuletzt G. Folena, *La Cultura volgare e l'«umanesimo cavalleresco» nel Veneto,* in: *Umanesimo europeo e umanesimo veneziano,* hg. von V. Branca, Florenz 1963 (Civiltà europea e Civiltà veneziana, Aspetti e problemi, 2), 141–58.

galt, auch außerhalb Frankreichs da und dort gebräuchlich war[3]. Das Frankoitalienische stellt in diesem Zusammenhang einen höchst interessanten Sonderfall dar, darf aber trotzdem nicht einfach zum Maßstab erhoben werden, als ob alle Italiener Französisch nur als «Mischsprache» hätten schreiben können, mit Italianismen also, wie man sie zum Beispiel in der *Eschiele Mahomet,* die allerdings in einer sprachlich vielleicht umgestalteten, unbedeutenden anglonormannischen Randtradition überliefert ist, offenbar vergeblich sucht[4]. Demgegenüber erscheint das Französische gerade im östlichen Oberitalien in sehr verschiedenen Ausprägungen; es erscheint auch – um hier neue Fälle anzuführen – als Devise wahrscheinlich in einem der Wappen von Francesco Novello da Carrara und auf dem Gebiet des Levantehandels, wie wir gelegentlich anhand eines Textes nachzuweisen hoffen, als Gebrauchssprache sogar in der Funktion einer Lingua franca.

Gustav Ineichen

*

GUSTAF HOLMÉR: *El fuero de Estella según el manuscrito 944 de la Biblioteca de Palacio de Madrid.* Karlshamn 1963, 121 p.

Diese Textausgabe ist erschienen als Band 10 der *Leges hispanicae Medii Aevi* und entspricht im Aufbau der von Gunnar Tilander selbst herausgegebenen Arbeiten: Einleitung, Textausgabe und ein ausführliches Glossar. Der vorliegende Beitrag schließt sich würdig an die vorangehenden Bände dieser Serie an, die mit Ausnahme des *Fuero de Teruel* von Max Gorosch alle von Gunnar Tilander selbst herausgegeben wurden.

Unbestritten ist der große juristische, historische und sprachliche Wert dieser vulgärsprachlichen Rechtsquellen. Eigenartig am *Fuero de Estella* ist die Tatsache, daß wir außer den lateinischen Fassungen keine navarresische, sondern nur provenzalische Übersetzungen besitzen. Die kulturhistorischen Erklärungen dazu sind bei G. Holmér allzu bescheiden ausgefallen. Estella, 40 km südwestlich von Pamplona, liegt wie Puente la Reina am Pilgerweg, der über Roncesvalles–Pamplona–Logroño–Burgos–León nach Santiago führte. Seit Sancho dem Großen (1000–1035) ist daraus eine bedeutende Verkehrsstraße geworden, die einen regen wirtschaftlichen und kulturellen Austausch zwischen Nordspanien und Südfrankreich ermöglichte. Die Reconquista führte im 11. und 12. Jahrhundert zu einer gewissen Entvölkerung der nordspanischen Königreiche Aragón, Navarra und León. Eine geschickte Bevölkerungs-

---

[3] Im «Ausland» (allerdings unter andern Voraussetzungen) geschriebenes Provenzalisch bietet eine Fassung des *Fuero* von Estella in Nordspanien. Vgl. (übrigens gerade hinsichtlich der Gestaltung des «Vocabulario») G. HOLMÉR, *El Fuero de Estella según el manuscrito 944 de la Biblioteca de Palacio de Madrid,* Göteborg-Stockholm-Uppsala 1963 (Leges Hispanicae Medii Aevi, X).

[4] Von der Frage nach der Person des Übersetzers abgesehen, sei damit einzig auf die Schwierigkeit hingewiesen, den Text einer Tradition überhaupt zuzuordnen, was für den gesamten Problemkomplex des *Liber Scalae Machometi* allerdings nicht unwesentlich scheint. Zur Frage der Italianismen vgl. (mit Bezug auf die Ausgabe von E. CERULLI, Città del Vaticano 1949) J. MONFRIN, *Les sources arabes de la «Divine Comédie» et la traduction française du Livre de l'Ascension de Mahomet, Bibl. de l'Ecole des Chartes,* CIX (1951), Paris 1952, 286 und 290.

politik der spanischen Herrscher vermochte diese Lücke zu schließen mit der Ansiedlung von Einwanderern, die von jenseits der Pyrenäen kamen und wohl größtenteils aus Südfrankreich stammten. Deshalb ist es verständlich, wenn besonders in dem am nächsten gelegenen Königreich Navarra der provenzalische Bevölkerungszuwachs besonders groß war und eigene Städte- und Quartierbildungen erfolgten, so in Estella, Sangüesa, Pamplona, Puente la Reina, Monreal und Tiebas. Während des 12. und 13. Jahrhunderts dürften die Südfranzosen in diesen Städten wie die Juden abgeschlossen unter sich gelebt haben, wie dies eigene Gesetzesverordnungen, mit speziellen vom Könige gewährten Rechten, nahelegen. Auf diese Weise war ein Zusammenleben von Navarresen, zugewanderten Franzosen (als *francs* bezeichnet) und Juden rechtlich geregelt. Interessant ist dabei eine Gleichberechtigung von Navarresen und zugewanderten *francs* (§ 41, § 58), während die Juden zweimal zusammen mit den sozial tieferstehenden *vilan* genannt werden (*a vilan et a iudeu,* § 33).

Die Grundlage der provenzalischen Übersetzung des *Fuero de Estella* ist die lateinische Fassung von 1164. Diese Version ist eine Erweiterung des ursprünglichen, von Sancho Ramírez 1090 der Stadt Estella gewährten Fuero, das 1122 von Puente la Reina, 1147 von Olite und 1149 von Monreal übernommen wurde. Der verlorene Text von 1090 geht nun seinerseits auf das *Fuero von Jaca* aus dem Jahre 1063 zurück. Die provenzalische Übersetzung ist in vier Manuskripten überliefert: *A* (Archivo Municipal de Huarte-Araquil, 14. Jh.), *B* (ms. 13271 Biblioteca Nacional de Madrid, Ende 15. Jh.), *M* (ms. 944 Biblioteca de Palacio de Madrid, Ende 13. oder Anfang 14. Jh.) und *P* (Archives Nationales de Paris, 14. Jh.). *A, B, P* wurden von Lacarra in *AHDE 9* (1932), 393–413, publiziert. Das neu vorliegende und bisher noch unveröffentlichte Manuskript *M,* das zugleich das älteste der vier Manuskripte sein dürfte, wurde zum erstenmal von Tilander beschrieben in den *Fueros de Aragón,* p. 636, art. *Estella.*

Die Einleitung von Holmér umfaßt 23 Seiten, wovon 19 Seiten auf die Sprache des Manuskriptes *M* entfallen (Phonetik, Graphie, Morphologie und Syntax). Leider wird kein Wort gesagt über die besondere Stellung der provenzalischen Manuskripte innerhalb der übrigen Fueros Nordspaniens.

Bekannt sind folgende provenzalische oder provenzalisierende Fassungen: *Fuero de Estella* (ms. *A, B, M, P*); *Fuero de Jaca* (*B,* ms. 13271 Biblioteca Nacional de Madrid, Ende 15. Jh.)[1]; *Fuero de Avilés* und *Fuero de Oviedo,* die beide auf eine gemeinsame asturisch-provenzalische Fassung zurückgehen.

In Estella und Jaca scheinen diese Dokumente für Provenzalen bestimmt gewesen zu sein, die noch von den Navarresen getrennt lebten und sich noch nicht mit der ortsansässigen Bevölkerung assimiliert hatten. Anders liegen die Verhältnisse in den Fueros von Avilés und Oviedo, den beiden westlichsten Punkten provenzalischen Einflusses in Nordspanien. Lapesa hat gezeigt, daß es sich hier um provenzalische Schreiber handelte, die für eine bereits stark assimilierte Bevölkerung sich asturisch ausdrücken wollten, die aber aus sprachlichem Unvermögen eine provenzalisierende Mischsprache schrieben[2]. Im Gegensatz zu Lapesa beschränkt sich Holmér auf eine

---

[1] Vgl. *AHDE 9* (1932), 393: «a continuación va una versión lemosina del Fuero de Jaca.» – R. Lapesa, *Asturiano y provenzal en el Fuero de Avilés,* Salamanca 1948, p. 13, spricht von mehr als einem Manuskript: «las llamadas *versiones lemosinas* del Fuero de Jaca.»

[2] R. Lapesa, *op. cit.,* p. 13s.

Aufzählung der lautlichen, morphologischen und syntaktischen Fakten des von ihm publizierten Manuskripts *M* und verzichtet auf eine weitere Auswertung des vorgelegten Materials. Die Vergleichung der Handschrift *M* mit den Handschriften *A, B, P* sollte sich nicht auf einige wenige in Fußnoten und teilweise im Glossar angeführten Varianten beschränken, da die Abweichungen von *M* und *AB* doch größer sind, als nach dem beigefügten Variantenapparat anzunehmen wäre.

Handschriften *AB* nach Lacarra in *AHDE 9* (1932), 401:

§ 21. Del adulteri.
[S]i lo marit pren de *nuitz* ad algun *iazent ab* sa muyller e lo mata, non *deu* calonia. Mais si de dia la pren en adulteri a ssa muyller, e *de ço sen clama* al merin o al seynor de la uila, lo seynor de la uila o lo merin, sen lo marit non les deu laissar*, mais far ne deu iusticia de entramps.

* A: laissat

Handschrift *M* nach Holmér S. 51:

§ 51. De adulteri.
(2) De la muiller, si es presa en adulteri (3) Si marit pren algun de *noit con* sa muiller e lo mata, no *i a* calonia. (4) Mais si algun la pren de dia en adulteri e'l marit *fara son clam* al seinor de la vila o al merin, non los deu laissar per aver sen lo marit, mais deu ne far iusticia de entramps.

Für diesen Abschnitt wird bei Holmér keine einzige Variante angegeben. Abgesehen von der Satzstellung verdienten aber Beachtung: A *nuitz* (M *noit*), A *iazent ab* (M *con*), A *deu* (M *i a*), A *de ço sen clama* (M *fara son clam*).

Das Glossar von Holmér (53 Seiten) ist sehr ausführlich und mit Akribie verfaßt. Es hätte aber an Wert gewonnen, wenn die Hispanismen gekennzeichnet worden wären (zum Beispiel *abonidor, adelant, alcalde, ali, amigadura, asi* usw.). Zudem sollten die bei Raynouard und Levy nicht verzeichneten Wörter kenntlich gemacht werden. Für diese Formen wären auch die Varianten von *AB* und *P* interessant. Das vorliegende lexikologische Material sollte nun ausgewertet werden, damit diese eigenartige provenzalische Mischsprache charakterisiert werden kann. Ein Vergleich mit den vor 1300 spärlich fließenden vulgärsprachlichen Rechtsquellen des provenzalischen Stammlandes drängt sich auf (zum Beispiel mit den *Franchises de Clermont* von 1198[3]), der *Grande Charte de Saint-Gaudens* von 1203[4] oder vor allem mit dem provenzalischen Codi, dessen ältestes Manuskript *A* (12. Jh.) erst in Bruchstücken publiziert ist[5]. Aus dieser Sicht sollte auch die Sprache der *Chanson de la Croisade contre les Albigeois* und der *Histoire de la guerre en Navarre en 1276 et 1277* näher untersucht werden. Da der Heimatort von *Guilhem de Tudela* ebenfalls in Navarra, 70 km südöstlich von Estella liegt, wäre eine gewisse Übereinstimmung zwischen der Sprache der *Chanson de la Croisade contre les Albigeois* und derjenigen des *Fuero de Estella* zu erwarten. Das gleiche gilt für *Guilhem Anelier,* dessen erhaltenes Manuskript aus Navarra stammt.

Ein Merkmal der Sprache des *Fuero de Estella* sind die verhältnismäßig häufigen nordfranzösischen Sprachelemente, zum Beispiel:

---

[3] R. Sève, *Franchises de Clermont* in *Recueil de travaux offert à M. Clovis Brunel,* t. II, 521–537.

[4] S. Mondon, *La Grande Charte de Saint-Gaudens,* Paris 1910.

[5] A. Tardif, *Une version provençale d'une Somme du Code, AnM 5* (1893), 34–70.

asnessa f. 45, 17 'asna', *asnesa* 45, 14 (*A* 22 *asna*). – *FEW 1*, 154: afr. *asnesse*

batedura f. 10 'batimiento' (*A* 46 *batre*). – *FEW 1*, 291: afr. *bateure* f. 'action de battre'

cartztre f. 'cárcel' (*A* 22; die entsprechende Form in *M* 45, 4 *carcel*). – *FEW 2*, 363: afr. *chartre*

doaliza f. 50,2 'dote' (*A* 43 *doalizi*). – *FEW 3*, 148: awallon. alothr. *doelise* 'part d'héritage sur un immeuble'

dommage m. 43,2; 45,7 'daño' (*A* 13 *daun*, 22 *id.*). – *FEW 3*, 11: fr. *dommage* 'préjudice'

Diese nordfranzösischen Sprachelemente lassen vielleicht auch gewisse Rückschlüsse zu auf die regionale Zusammensetzung der in Estella angesiedelten *francs*. Jedenfalls wird es sich nicht nur ausschließlich um Südfranzosen gehandelt haben. Immerhin dürften die unmittelbar nördlichen Anwohner aus der Gascogne besonders zahlreich vertreten gewesen sein. Deshalb verwundert es nicht, wenn gewisse gaskognische Merkmale nachgewiesen werden können.

1) 3. Plural Indikativ auf *-en* (Holmér S. 16): *deven* 1,26; *occiden* 1,27; *poden* 6,10; *saben* 34,2 usw. Vgl. dazu agask. *deuen* (Comminges 1179, Brunel 172,7) und P. Meyer in *R 9* (1880), 213.

2) an lexikologischen Eigentümlichkeiten:

a) *diagne* m. 10,2 'diácono' (auch *ABP diagne*). Diese synkopierte Form mit erhaltenem *n* ist nur noch bekannt in agask. *diagne* (14. Jh.).

b) *dimercles* m. 70,2; 71,2 'miércoles' (*A* 59 *die mercls*). Die dissimilierte Form mit *l* ist vor allem altgaskognisch, vgl. agask. *dimercles* (Bayonne 1359; Bordeaux 1407; Riscle 1473 und 1474). Daneben sind noch zwei Belege aus Agen, dem unmittelbar nördlichen Anschlußgebiet, bekannt[6].

Es ist das Verdienst von G. Holmér, mit der Herausgabe der Handschrift *M* des *Fuero de Estella* eine zuverlässige Grundlage für weitere Forschungen geschaffen zu haben. In welcher Richtung eine Auswertung möglich ist, konnte in dieser Besprechung nur angedeutet werden[7].

Max Pfister

*

JEAN RYCHNER, *Contribution a l'étude des fabliaux.* Variantes, remaniements, dégradations. I Observations; II Textes. Université de Neuchâtel, Recueil de travaux publiés par la Faculté des lettres, XXVIII. Genève (Droz) 1960, 2 vol. de 148 et 191 p.

Cet ouvrage se range parmi les études comparatives que l'on voit surgir çà et là depuis quelques années, et qui ne tendent à rien de moins qu'à renouveler l'histoire littéraire du moyen âge: ainsi, A. Chaytor, *From script to print*, Cambridge 1950, et plus encore S. Avalle d'Arco, *La letteratura in lingua d'oc nella sua tradizione manoscritta*, Turin 1961. De telles recherches ramènent en effet l'histoire littéraire sur le

---

[6] A. MAGEN, G. THOLIN, *Archives municipales d'Agen*, Villeneuve-sur-Lot 1876, p. 13 und 15.

[7] Holmér selbst hat für das Wort *toziza* 'oveja en estado de ser trasquilada' einen ersten Beitrag geliefert in *R 84* (1963), 70–76.

plan de la matérialité de l'œuvre, dont elles s'efforcent de saisir la vie réelle; elles tendent à retrouver, comme l'écrit Rychner, les «conditions de la littérature»: cette phrase, par laquelle il termine son livre, est trop modeste; ce que son ouvrage – et ses semblables – nous font toucher du doigt, c'est le mode d'existence de cette littérature sous la seule forme qui nous soit objectivement perceptible. La manière qu'a le savant neuchâtelois d'approcher le réel implique une sorte de révolution méthodologique; ou plutôt, un changement profond de tournure d'esprit scientifique: changement dont, sur un autre terrain (certes, moins solide), Rychner avait, dans son beau livre sur les chansons de geste, proclamé la necessité: après dix ans de polémiques, on sait que sa position demeure, pour l'essentiel, inentamée. Depuis lors, nous avons eu le gros ouvrage de Mandach sur les versions de l'épopée rolandienne; mais, à mon avis, il y a intérêt à le dépouiller dans la perspective tracée par l'*Essai sur l'art épique des jongleurs* dont il est, dans une grande mesure, l'illustration.

Etudier les recueils de fabliaux pour eux-mêmes, indépendamment de tout souci d'éditeur, c'est substituer, à une perspective philologique (donc spécifiquement «moderne»), une perspective aussi proche que possible de ce que dut être celle des auteurs médiévaux et de leur public. Les comparaisons que chacun de nous pourrait établir entre les apparats critiques des diverses éditions existantes ne suffiraient pas à opérer ce renouvellement: le fait capital en effet – et qui constitue l'objet même de ce livre –, ce sont les variantes offertes par les manuscrits; or, ces variantes, prises collectivement, revêtent une double signification: par rapport à une certaine notion moderne du *texte,* et en elles-mêmes. Rychner a choisi de scruter spécialement cette deuxième signification, en général méconnue. Ceux des fabliaux dont nous possédons une seule copie sont, de ce fait, exclus de l'étude. Quant aux autres (près des deux tiers de nos textes), transmis par une vingtaine de manuscrits des XIIIe et XIVe siecles, ils présentent des versions plus ou moins divergentes que Rychner, par une image à peine paradoxale, compare (p. 135) à des témoins photographiques (constitués au hasard et non classés) d'une tradition culturelle: celle-ci, en elle-même, nous échappe, et nous n'avons de chance de la percevoir qu'à travers ces images-là.

Les perspectives chronologiques se dégagent mal du matériel ainsi collecté. En gros, ces textes remontent au XIIIe siècle, datation trop vague pour permettre de retracer, même sommairement, une évolution: à juste titre, Rychner considère le genre comme «un ensemble chronologiquement non différencié» (p. 8). A la dernière page de son livre, et comme en appendice, il tente néanmoins de définir quelques constantes apparentes dans le devenir de cet ensemble: il se fonde en cela sur des probabilités internes, mais il est difficile de prendre ces (prudentes) affirmations pour autre chose qu'une hypothèse, contrastant avec la solidité des positions précédentes. Passer, de la comparaison d'états différents, à l'idée d'une succession de ces états implique quelque à priori, en l'absence de preuves extrinsèques. L'argumentation de Rychner repose ici sur l'examen relatif de manuscrits ou groupes de manuscrits entre lesquels semble exister un lien de filiation. Plusieurs points d'interrogation subsistent, quant à ces filiations mêmes, et quant à la représentativité de nos documents.

Les diverses variantes que l'on observe dans le texte des fabliaux à versions multiples constituent un large éventail que Rychner définit par ses deux termes extrêmes: les variantes de copistes et les «transformations altérantes» ou remaniements; celles-ci à leur tour sont distinguées en «transformations volontaires, ou du moins conscientes», dictées ou non par une intention précise, et en «transformations probablement involontaires», provenant d'une sorte d'usure (Rychner dit d'«usage»,

terme très significatif de son point de vue) littéraire de l'œuvre. On le voit, le jugement de Rychner est fort nuancé, ses classifications demeurent souples: c'est là l'un des caractères de sa méthode. A deux reprises (p. 62 et 132), Rychner concède que la distinction même entre remaniements et variantes de copiste est un simple artifice d'exposition, les uns et les autres étant les manifestations à peine différentes d'une même vie: la vie réelle d'un genre littéraire au XIIIe siècle.

Les remaniements proprement dits, altérant plus profondément les textes, permettent parfois de déceler une intention précise chez le remanieur. Les cas les plus nets sont ceux de *Bérenger* et de *Boivin:* le remanieur de *Bérenger* entend adapter son texte à un public bourgeois (p. 64–66); celui de *Boivin* opère un certain nombre de transformations destinées à séduire un public plus fruste que celui de l'original ... L'opposition entre les séries de textes envisagés dans chacun de ces cas est en effet significative. Reste qu'à ce propos on se heurte chez Rychner à une conviction inégalement bien fondée, et qui parfois tient du postulat: Rychner considère les transformations de textes d'une manière dynamique, c'est-à-dire comme un passage; et ce passage, impliquant (au moins virtuellement) succession dans le temps, il le définit comme une *dégradation.* C'est là une idée-force (le mot figure dans le sous-titre du livre!), tantôt exprimée de façon claire (ainsi, p. 132–133), tantôt dissimulée dans le raisonnement. Je laisserais de côté la question de savoir si l'on peut faire abstraction de la notion de temps dans des études de ce genre. Il y a un demi-siècle, Hart parlant de nos textes de fabliaux, écrivait (*PMLA,* XXIII, p. 330) que l'on y trouve les témoins d'un genre «in all stages of elaboration». Rychner retourne en se jouant la proposition (p. 135): le terme d'élaboration (comme celui de dégradation) définit moins un objet qu'il ne révèle une perspective méthodologique. Chez Rychner, il semble que ce soit sa conception (certainement juste en elle-même) du caractère oral d'une grande partie de la littérature médiévale qui l'ait amené à prendre cette position: «Les fabliaux n'appartiennent pas a une littérature proprement orale et traditionnelle ...; mais l'on n'expliquerait pas certaines dégradations sans la transmission mémorielle. En présence donc d'un fabliau incohérent, nivelé et pauvre, la critique doit songer à la transcription de mémoire ou à la mise au point d'une version orale» (p. 141).

Dans le cas du *Chevalier qui fit parler,* on a six manuscrits principaux, que l'examen des variantes permet de distinguer en trois groupes: une famille de quatre copies (BCDE) présentant une certaine cohérence, un manuscrit incomplet (A), et un indépendant (I) donnant un texte plus long et autrement ordonné que ABCDE. Rychner valorise l'opposition BCDE/I, et tend à minimiser l'importance des divergences existant au sein du premier groupe, spécialement entre BD et CE, C et E2 (seconde main de E). La conclusion de Rychner est que I est un remaniement, *donc* une réfection du fabliau postérieure aux autres versions: déduction qu'aucun argument ne justifie spécialement et qui, en somme, n'est que de l'ordre des possibles (p. 52–58). Le caractère de cette démarche est plus frappant encore lorsque le fabliau envisagé n'est connu que par deux copies: ainsi, *Bérenger* (p. 65–67) «Les graves faiblesses de sa motivation et sa structure engagent à croire que la version A ne résulte pas d'un effort organisateur original, mais d'un arrangement, de la refonte d'une œuvre préexistante, par un remanieur qui, du fait même qu'il remanie, se dispense de l'effort de la composition. Nous aurions ainsi dans le fabliau A un écho seulement, un calque très affaibli de D» (p. 67). C'est là une conception que j'appellerais romantique du mouvement de l'histoire, conception profondément ancrée dans la tradition des

médiévistes. Dans le cas de *Boivin,* en revanche, Rychner recourt à des arguments linguistiques pour établir la chronologie relative des deux manuscrits en cause: ses arguments (p. 68–69) ne sont pas absolument convaincants; on pourrait objecter qu'ils prouvent seulement que l'un des «auteurs» est moins habile que l'autre dans le maniement de la langue littéraire; du moins procurent-ils une bonne probabilité fondée sur des considérations matérielles (et non seulement thématiques). La manière dont est formulée la conclusion n'en est pas moins gênante: «Il est inconcevable que A ait relevé ce qui était plat, noué ce qui était lâche, donné nécessité à l'inutile. La cause est entendue: l'analyse interne prouve que nous tenons en P un état degradé de A» (p. 72). Pourquoi inconcevable?

Si j'exprime avec quelque insistance mes réserves, c'est que la très haute qualité de ce livre éveille chez le lecteur, à mesure qu'il avance dans la lecture, un intérêt plus exigeant. En attirant l'attention sur ce point, j'entends surtout distinguer, plus clairement que ne le fait Rychner lui-même, entre la part indiscutable du travail – la plus considérable – et sa part – en somme, secondaire – de généralisation simplement vraisemblable. Aussi bien, à l'avant-dernière page de son livre, Rychner revient-il sur les aspects historiques du problème en termes qui, par rapport à certains des chapitres antérieurs, constituent une palinodie: «Dans l'état du genre que présentent nos recueils, originaux, remaniements et versions dégradées, coexistent ... Nos recueils ... témoignent ... pour la synchronie, dans la vie du genre, de pièces de tout niveau. En admettant même que l'évolution historique ait marché dans le sens indiqué, je croirais, pour ma part, à la naissance rapide, à côté des originaux, de versions remaniées à l'exploitation. Je vois ainsi un certain étagement plutôt stylistique et social que chronologique, une certaine épaisseur du genre doublant son évolution ...» (p. 145).

Le second volume fournit les textes justificatifs, imprimant parallèlement les diverses versions de 17 fabliaux étudiés dans le premier volume.

Ensemble avec le livre de P. Nykrog (par rapport auquel il se définit, dans l'Avant-propos), cet ouvrage renouvelle entièrement notre connaissance de l'un des genres littéraires les plus typiques de la culture du XIIIe siècle.

Paul Zumthor